

Zur Funktion der Schweizer Universität¹

Rudolf Stichweh

Die folgenden Überlegungen fragen nach der gesellschaftlichen Rolle der Universität und anderer Hochschulen in der Schweiz. Manche der Bemerkungen betreffen nur die Universität; in anderen Fällen beziehe ich die anderen Hochschultypen ein, mache dies aber jeweils sichtbar.

Wie ist die gesellschaftliche Funktion der Universität in der Schweiz zu beschreiben? Meine Überlegungen suchen bewusst den vergleichenden Blick, indem sie den Universitäten in der Schweiz die Universitäten und Hochschulen anderer, insb. anderer europäischer Länder gegenüberstellen. Auf folgende fünf Punkte werde ich mich beschränken:

1. Grösse und regionale Verteilung
2. Schichtung und soziale Herkunft
3. Finanzierung
4. Interne Differenzierung des Hochschulsystems
5. Bildungsideal und Innovation

1. Grösse und regionale Verteilung

Wir beobachten auch in der Schweiz etwas, was ein weltweites Phänomen ist: Die Universität ist in wenigen Jahrzehnten von einer sehr kleinen zu einer ziemlich grossen gesellschaftlichen Institution geworden. In der Schweiz gab es 1960 21'000 Studierende an allen Universitäten des Landes, also weniger als die Universität Zürich heute alleine aufweist. Das waren 3,8% eines Altersjahrgangs, so dass noch 1960 von 26 jungen Leuten nur einer die Universität von innen kennenlernte. 2000 dagegen hat sich die Zahl der Studenten bereits verfünffacht: in diesen 40 Jahren stieg der Anteil am Altersjahrgang von 3,5% auf 16,5% und in den zehn Jahren seither sind die Universitäten erneut um 30 bis 40% gewachsen. Diese Zahlen offenbaren eine – gerade für einen Soziologen – entscheidende Beobachtung: Die Universität war immer nur eine Nischeninstitution der Gesellschaft; sie ist seit wenigen Jahrzehnten zum ersten Mal eine der grossen gesellschaftlichen Institutionen geworden, die in alle gesellschaftlichen Bereiche hineinwirkt und von deren Leistungsfähigkeit die Leistungsfähigkeit anderer gesellschaftlicher Bereiche abhängt.

Die regionale Verteilung der Universitäten und Hochschulen ist gleichfalls interessant. Wir haben in der Schweiz mittlerweile ein relativ vollständiges Muster, das vom Südwesten bis

¹ Revidierte Fassung eines Vortrags beim 19. Europa Forum Luzern am 9. November 2010. Für die Transkription der Aufzeichnung danke ich Lea Gnos.

zum Nordosten den geografischen Raum mit tertiären Bildungsstätten bedeckt. Geographisch gesehen gibt es Lücken im Norden und im Süden. Ob diese je gefüllt werden, ist eine offene Frage. Auf jeden Fall ist das enge Netz an Universitäten und Hochschulen, das den relativ kleinen geografischen Raum der Schweiz überzieht, bemerkenswert. In anderen europäischen Ländern ist das Netz noch dichter, und in jeden einzelnen Fall ist die dichte Abdeckung durch ein Netzwerk Dokument der gestiegenen gesellschaftlichen Bedeutung der Universität.

Dennoch muss man sich fragen: Ist die schweizerische Universität, die zwar in 40 Jahren in eine andere Grössenordnung hineingewachsen ist, im internationalen Vergleich aber immer noch klein ist, im Verhältnis zur Bevölkerung gross genug? Das ist nicht nur eine wissenschaftspolitisch interessante Frage, sie ist auch methodisch schwer zu beantworten. Wie kann man so etwas beurteilen? Eine Möglichkeit der Abschätzung bestünde darin, sich den Anteil der Hochschulabsolventen an der Wohnbevölkerung eines Landes anzusehen. Dieser liegt in der Schweiz bei den 24- bis 35-Jährigen bei 35%. Er ist aber unter den Bildungsinländern deutlich kleiner. Daraus folgt dass die Schweiz eine Migrantenpopulation importiert, die zu deutlich höheren Anteilen Hochschulabschlüsse aufweist, als dies für die gleichaltrigen Schweizer gilt. Gesellschaftspolitisch ist diese Struktur nicht ohne Probleme. Ein Vorteil besteht darin, dass man die Ausbildung dieser ausländischen Hochschulabsolventen nicht selbst bezahlen muss. Auf der anderen Seite kann man sie aber auch nicht prägen, man kann sie nicht für den Ausbau der Exzellenz der Hochschulen nutzen und man handelt sich möglicherweise soziale Probleme ein, weil diese als Migranten in das Land gekommenen Hochschulabsolventen politisch und sozial nicht voll integriert sind und weil es der Möglichkeit nach zum Phänomen einer Unterschichtung der in der Schweiz geborenen Bevölkerung im Verhältnis zu den höher qualifizierten Migranten kommen kann. Diese Frage der richtigen Grössenordnung der Universität stellt insofern eine gesellschafts- und wissenschaftspolitische Herausforderung dar.

2. Schichtung und soziale Herkunft

Mein zweiter Punkt betrifft die Schichtung und soziale Herkunft der Studierenden und Forschenden in der Schweiz. Woher kommen eigentlich die Mitglieder der Schweizer Universitäten und der anderen Schweizer Hochschulen? Auch in diesem Merkmal offenbart das schweizerische System im europäischen Vergleich bemerkenswerte Eigentümlichkeiten.² Wie überall haben wir es mit einer Universitätspopulation zu tun - und diese Bemerkung schliesst Studierende und Universitätsdozierende ein -, die aus privilegierten gesellschaftlichen Kreisen stammt. Allerdings definiert sich diese privilegierte Stellung im Fall der Schweiz nicht im gleichen Mass wie in anderen europäischen Ländern über das Moment der Einkommensschichtung, die den Weg an die Universität vorzeichnet. Ausschlaggebend in der Schweiz scheint vielmehr der Bildungshintergrund, das Bildungskapital der Eltern zu sein. Noch bemerkenswerter ist zweitens, dass diese Besonderheit für die ETHs noch viel deutlicher gilt, als im Fall der kantonalen Universitäten. Studierende an den ETHs haben üblicherweise Eltern mit sehr langen Ausbildungswegen, und diese Eltern der Studierenden an den ETHs sind deutlich

² Vgl. zum folgenden Buchmann et al. 2007; CRUS und VSS-UNES 2009.

eher dazu bereit, ihren Kindern das Studium zu finanzieren. Über alle Hochschulen hinweg ist die Finanzierungsbereitschaft für das Studium der Kinder unter Schweizer Eltern weniger ausgeprägt als in anderen europäischen Ländern, aber die Eltern der Studierenden an den ETHs unterscheiden sich in dieser Hinsicht. Das heisst, sie haben nicht nur mehr Bildung, sondern auch eine höhere Finanzierungsbereitschaft. Die Studierenden der ETHs sind zudem jünger als die an den anderen Schweizer Universitäten, und sie kommen mit weniger Geld aus. In diesen Hinsichten ist es also eine Population mit deutlich anderen Merkmalen als die der kantonalen Universitäten, und wir sehen das bemerkenswerte Phänomen, das im europäischen Vergleich meinem Eindruck nach singulär ist, dass hinter den führenden Bildungsinstitutionen dieses Landes ein Bildungsbürgertum steht, das nicht wie in den anderen europäischen Ländern humanwissenschaftlich und sozialwissenschaftlich geprägt ist, sondern einen naturwissenschaftlich-technischen Bildungshintergrund aufweist. Es ist vergleichsweise eine Singularität, dass die führenden Bildungsinstitutionen des Landes zu einem nicht unbedeutenden Teil durch ein naturwissenschaftlich-technisches Bildungsbürgertum geprägt sind. Schon die Eltern hatten solche Bildungshintergründe, und sie geben das gewissermassen an die nächste Generation weiter.

Folgende Anschlussfrage drängt sich auf: Wie selektiert die Universität? Auch in dieser Hinsicht verkörpert die Schweiz ein singuläres Modell, weil sie die Selektion der Studierenden im Grunde genommen an den Beginn der Sekundarschule verlegt hat; der eigentliche Übergang ist der von der Primarschule zum Gymnasium oder den anderen Formen der Sekundarschule. Im Anschluss an diese Grundentscheidung kann man, wenn man die Matura erlangt hat (dieser Erfolg ist, sobald man einmal am Gymnasium ist, relativ wahrscheinlich), eigentlich alles tun. Man kann beispielsweise auch mit einer schlechten Mathematiknote an die ETH gehen und genau dieses Fach studieren. Das ist ein sehr ungewöhnlicher Selektionsmodus, der eine Herausforderung darstellt. Sollte die Schweiz daran festhalten? Oder sollte sie eines der anderen Selektionssysteme in der Welt übernehmen, und welches sollte es sein? Die Vereinigten Staaten von Amerika als das am meisten genannte Beispiel benutzen interessanterweise kein primär leistungsorientiertes Selektionsmodell. Gerade die amerikanischen Spitzenuniversitäten wählen viele ihrer Studierenden auf der Basis vorheriger Bindungen zur Universität aus: diese sind Kinder von Alumni, Kinder von Hochschullehrern oder Absolventen einer ‚feeder school‘, mit der die Universität traditionell verbunden ist. Andere begünstigte Kandidaten sind Sportler oder werden durch Hautfarbe und Ethnizität privilegiert und manchmal auch disprivilegiert.³ Insofern verkörpert das angesehenste Universitätssystem der Welt nicht eine leistungsorientierte Alternative zum Schweizer Modell, praktiziert vielmehr die strategische Zusammenstellung einer „Klasse“ auf der Basis der Selbstbeschreibung der jeweiligen Universität.

3. Finanzierung

Was die Finanzierung der Universitäten und Hochschulen angeht, existiert nicht ein so ausgeprägtes Spezifikum der Schweizer Situation wie in den zuvor beschriebenen

³ Vgl. hierzu Karabel 2006.

Bereichen. Dennoch ist die Finanzierungsfrage interessant, weil das schweizerische System über verschiedene Vorteile gegenüber demjenigen europäischer Nachbarn wie zum Beispiel Deutschland verfügt. In Deutschland ist die Finanzierung sehr eng an einen einzelnen Staat geknüpft (das jeweilige Bundesland), welcher in der Regel einmal im Jahr eine Finanzkrise durchlebt. Die Schweizer Situation ist demgegenüber durch einen relativ komplexen Finanzierungsmix für die Universitäten geprägt. Es gibt meist bedeutende kantonale Grundbeiträge, im Durchschnitt 40% des Haushalts, den Bund, der sich mit 26% an der Universitätsfinanzierung beteiligt, weiterhin jene Beiträge der Kantone, die sich auf die einzelnen Studierenden beziehen (diese zahlt der Herkunftskanton des Studierenden an den Universitätskanton, in dem dieser studiert) und schliesslich bedeutende Drittmittelgeber, vor allem den Schweizerischen Nationalfonds (SNF) und zunehmend die EU. Die Studiengebühren sind vernachlässigbar tief und insofern kein relevanter Finanzierungsfaktor (ausser bei einer rein geisteswissenschaftlichen Universität mit ihren deutlich niedrigeren Kosten). Meine Prognose geht dahin, dass sich in diesem Mix in den kommenden Jahren nicht viel ändern wird, zumal die denkbare Erhöhung der Studiengebühren für die Schweiz keine realistische Option ist. Die Sicherstellung einer Finanzierung über erhöhte Studiengebühren würde nach einer von zwei möglichen Techniken verlangen: Die eine ist das amerikanisch-japanische Modell, das auf der Verschuldung der Absolventen ruht. Eine entsprechende Verschuldungsbereitschaft privater Haushalte scheint in der Schweiz aber nicht vorhanden zu sein. Eine zweite Möglichkeit stellt das skandinavische Modell dar, bei dem der Staat für die Studierenden bezahlt und die Studierenden das Geld später über die Progression in der Einkommenssteuer zurückerstatten. Auch für diese Technik mangelt es in der Schweiz an einer Bereitschaft für entsprechend hohe Steuer- und Progressionssätze. Also ist der bestehende Finanzierungsmix, der grössere Stabilität sichert als die Finanzierung durch ein einziges (staatliches) Gegenüber, eine vermutlich auch die kommenden Jahre bestimmende Lösung.

4. Differenzierung des Hochschulwesens

In den bisherigen Ausführungen war überwiegend von der Universität die Rede, aber das komplexe schweizerische Hochschulsystem, dessen Genese sich erst in den letzten fünfzehn Jahren vollzogen hat, besteht insgesamt aus drei Sektoren: den Universitäten, den pädagogischen Hochschulen und den Fachhochschulen. Die Stabilität der Abgrenzung zwischen den Hochschulsektoren bezeichnet eine weitere Besonderheit der Verhältnisse in der Schweiz im Vergleich zu anderen Ländern. In der Regel sind Hochschulmodelle, die auf zwei oder drei voneinander getrennten Sektoren aufrufen, innerhalb von zwei oder drei Jahrzehnten zusammengebrochen, wie dies beispielsweise in England und Australien geschehen ist. Die Schweiz verzeichnet demgegenüber eine bemerkenswerte Stabilität dieser Abgrenzungen, die man auf mindestens drei Ebenen beobachten kann. Erstens sind die Sektoren institutionell relativ festgeschrieben durch rechtlich definierte und unterschiedlich verfasste Aufträge für die Bildungsinstitutionen, durch verschiedene Finanzierungsmodi und unterschiedliche Portfolios in den einzelnen Institutionen. Ein zweiter, interessanter Punkt sind die Wertüberzeugungen der Studierenden und Dozierenden an den jeweiligen Institutionen. Befragungen von Fachhochschulprofessoren in anderen europäischen Ländern zeigen, dass diese mehr oder weniger dieselbe Werte

benennen wie Universitätsdozenten. Daraus resultiert die *research drift*, die sich in vielen Institutionen beobachten lässt. Diese *research drift* führt zu einer Homogenisierung der Sektoren, weil alle dasselbe tun wollen: *Forschen*. Die Schweizer Situation ist anders. Eine Befragung der Dozierenden an Schweizer Hochschulen ergab, dass mehr als ein Drittel der Befragten eine Grundlagenforschung, die nicht ausdrücklich Anwendungszüge verfolgt, unwichtig finden. Für die anderen europäischen Länder liegt der Durchschnitt hingegen bei 11%.⁴ Das ist eine signifikante Abweichung, die auf eine ideologische Differenzierung des Hochschulsystems hinweist, die die Trennung der Sektoren durch relativ stabile Wertmuster und Überzeugungen der Beteiligten verfestigt. Drittens gibt es empirische Indikatoren, die man so deuten kann, dass der von den Universitäten befürchtete zahlreiche Übertritt von Fachhochschulstudenten in die Universität nicht eintritt. Die ersten, noch relativ neuen Daten über Übergangsraten innerhalb der Sektoren und zwischen den drei Sektoren auf der Basis des Bologna-Systems zeigen, dass es sich um relativ verschiedene und gegeneinander einigermaßen geschlossene Systeme handelt:⁵ Es gibt sehr hohe Übertrittsraten an den Universitäten zum Masterstudium (88%); niedrige Übertrittsraten an den Fachhochschulen zum Masterstudium (20%); relativ seltene Übertritte von der Fachhochschule und der Pädagogischen Hochschule zum universitären Masterstudium (2-5%). Der am häufigsten vorkommende Übergang betrifft universitäre Bachelorstudenten, die im Bachelorstudium an eine Fachhochschule wechseln (8%). Dies ist eine erwünschte Migration, weil es sich vermutlich um Studierende handelt, die während ihres Bachelorstudiums realisieren, dass die Option für die Universität für sie nicht die beste Wahl war. Diese natürlich vorläufigen Momentaufnahmen sind eher Indikatoren einer funktionierenden Differenzierung der Systeme.

5. Bildungsideal und Innovation

Welches Bildungsideal steht hinter diesem doch sehr eigenwilligen, im europäischen Vergleich ungewöhnlichen Hochschulsystem, und wo liegt der Zusammenhang mit Innovation? Meine Bemerkungen hier können nur vorläufig sein, weil es über diese Fragen kaum Forschung gibt. Ich registriere erneut eine schweizerische Eigenart, wenn man nach Elitenbildung fragt. Sibylle Reichert, die interessante Daten über Elitenbildung für die European University Association erhoben hat, hat herausgefunden, dass in der Schweiz in den Hochschulen und den Universitäten selbstverständlichere und positivere Meinungen zu Eliten geäußert werden als in anderen europäischen Ländern.⁶ Eliten sind in diesem Land besser akzeptiert, und sie werden leichter als etwas Positives gesehen. Ein israelischer Soziologe, Joseph Ben-David, hat einmal gesagt, die Europäer hätten ein Problem mit Eliten, weil sie sich unter Eliten immer etwas Kleines vorstellten. In den Vereinigten Staaten habe man diese Vorstellung nicht; dort sei eine Elite eine soziale Gruppierung, die viele

⁴ Reichert 2009, 106.

⁵ Bundesamt für Statistik 2009; Bundesamt für Statistik 2010.

⁶ Reichert 2009.

einschliesst.⁷ Eine ähnliche Situation findet man vermutlich in der Schweiz vor. Eliten werden affirmiert, aber man denkt nicht, dass nur ganz Wenige dazugehören.

Damit komme ich zum letzten Gesichtspunkt: Bildungsideale und Innovation. Ich weise erneut auf einen Sachverhalt hin, der oben bereits betont wurde. Die beiden laut internationalen Rankings – bei allen methodischen Bedenken hinsichtlich dieser Rankings halte ich dies für einen robusten Befund – führenden Universitäten der Schweiz, die beiden ETHs, sind beide technisch-naturwissenschaftlicher Ausrichtung. Sie sind gross, finanziell ungewöhnlich gut ausgestattet und international angesehen. Ein Stück dahinter liegen die kantonalen Universitäten mit sehr unterschiedlichen Schicksalen, die vielleicht im Weltmassstab nicht die Exzellenz erreichen, die von ihren Finanzierungsgrundlagen erwartbar sein könnte, und es folgt im Schweizer System das sehr grosse System der Berufsausbildung, der technischen Ausbildung, der Fachhochschulen und der pädagogischen Hochschulen. Dieser Aufbau zeigt eines der wichtigsten Merkmale des Schweizer Systems auf: Wir haben es mit einem System zu tun, das in seinen Bildungsidealen, wenn man einen europäischen Vergleich wählt, in ungewöhnlichem Masse durch Vorstellungen über Praxis und die faktische Akzeptanz von Praxis, durch Positivwertung von Anwendung und angewandter Forschung und durch einen immensen Drang zu Beruflichkeit geprägt wird. Das letztere fällt mir gerade bei meinen eigenen Studierenden auf, von denen (in Luzern) 83% neben dem Studium erwerbstätig sind. Wenn ich Studierende frage, ob sie ihre Erwerbstätigkeit bei Vorhandensein von Darlehen oder Stipendien aufgeben würden, ob sie dann das sein wollten, was wir als Universitätslehrer eigentlich lieber sehen würden, nämlich Vollzeitstudierende und nicht Studierende, die uns immer wieder erklären, dass sie keine Zeit für das haben, was wir von ihnen wollen, lautet die Antwort in der Regel ‚Nein‘. Schweizer Studierende, und das ist erneut eine auffällige Besonderheit, brauchen Erwerbstätigkeit und Praxis, weil sie das als Realitätskontakt erfahren. Das sehe ich als ein Indiz einer Bildungskultur, die sich in ihrem Profil von derjenigen ihrer Nachbarländer recht deutlich unterscheidet.

⁷ Ben-David 1977.

Literatur

Ben-David, Joseph. 1977. *Centers of Learning. Britain, France, Germany, United States*. New York: McGraw-Hill.

Buchmann, Marlis, Stefan Sacchi, Markus Lamprecht, und Hanspeter Stamm. 2007: Tertiary Education Expansion and Social Inequality in Switzerland. S. 321-348 in Shavit, Yossi, Richard Arum, und Adam Gamoram (Hg.), *Expansion, Differentiation and Stratification in Higher Education: A Comparative Study*. (Stanford: Stanford U.P.).

Bundesamt für Statistik. 2009. *Bologna-Barometer 2009*. Neuchâtel: Bundesamt für Statistik.

Bundesamt für Statistik. 2010. *Bologna-Barometer 2010*. Neuchâtel: Bundesamt für Statistik.

CRUS und VSS-UNES. 2009. *Étudier après Bologne: le point de vue des étudiant-e-s*. Bern: Ackermanndruck AG.

Karabel, Jerome. 2006. *The Chosen. The Hidden History of Admission and Exclusion at Harvard, Yale and Princeton*. Boston / New York: Houghton Mifflin.

Reichert, Sibylle. 2009. *Institutional Diversity in European Higher Education*. Brüssel: European University Association.